

Marie Luise
Kaschnitz
Ein
Lesebuch

1964-1974

Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 647

Dieses Buch zeigt, wohin der literarische Weg führte, den Marie Luise Kaschnitz gegangen ist. Nicht nach Gattungen hat der Herausgeber unterschieden, sondern die Gleichzeitigkeit ihrer Fähigkeiten demonstriert: immer war sie Dichterin *und* Erzählerin *und* Essayistin, nie hat sie zugunsten des einen das andere aufgegeben. So finden sich Gedicht, Essay und Erzählung, Tagebucheintragung und Rede nebeneinander, ganz wie es deren Entstehung vorschreibt. Dem Leser entsteht *ein* Bild – das Bild eines beeindruckenden Werks, das Unmittelbares, gedankliche Erkenntnis und intuitive Ahnung vereinigt, und – dank zahlreicher autobiographischer Aufzeichnungen – das Bild einer Frau, die mehr als vierzig Jahre ihres Lebens so intensiv schrieb, wie sie zu leben verstand. Nie zog sie sich auf Geleistetes und Erlittenes zurück, immer war sie Teil der Zeit, in der sie lebte. Sie verstand das Fortschreiten der Sprache und den Fortschritt gesellschaftlicher Ereignisse.

Marie Luise Kaschnitz
Ein Lesebuch
1964–1974

*Herausgegeben und mit
einem Nachwort
von Heinrich Vormweg*

Suhrkamp

4. Auflage 2016

Erste Auflage 1980

suhrkamp taschenbuch 647

© Insel Verlag Frankfurt am Main 1975

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung des

Insel Verlags, Frankfurt am Main

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,

des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Printed in Germany

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

ISBN 978-3-518-37147-3

Ein Lesebuch

Die Gärten

Die Gärten untergepflügt
Die Wälder zermahlen
Auf dem Nacktfels die Hütte gebaut
Umzäunt mit geschütteten Steinen
Eine Cactusfeige gesetzt
Einen Brunnen gegraben
Mich selbst
Ans Drehkreuz gespannt
Da geh ich geh ich rundum
Schöpfe mein brackiges Lebenswasser
Schreie den Eselsschrei
Hinauf zu den Sternen.

Dies immer noch

Dies: immer noch wollen
Den Laden
Immer noch aufziehen wollen
Das Hinterhaus
Immer noch auf die Netzhaut
Und das Siebenuhormorgenzimmer

Immer noch ausgehen wollen
Die altbackene Straße hinunter
Entlang den Fenstern
Voll vergeblicher Hilfeschreie
Und einsammeln im Drahtkorb
Schicksal um Schicksal

Auf der Zunge das alte Ungereimte
Mein Schritt eine Uhr die abläuft
In der Hand noch immer
Das Pappfähnchen Zuversicht
Hinter mir keine Armee
Dann und wann Kinder.

Fragmentarisch

Das sichtbare das
Unauffindbare das
Nicht mehr vorhandene das
Vergessene Ich.

Mein Ort

Diese Geräusche
Wie über Felsen gerissen
Und hinter den Wänden Geklirr
Von Lanze und Morgenstern
Und das Rauschen
Vorüber im Dunkeln
Stoßweise Salmonengewässer
Schwarzwolken vorüber
Mein Ort
Mein wankender Schritt
Meine Hand
Griff um Griff
In den Seilen.

Lupinen

Wir wagen es, hatten sie gesagt, und hatten alles genau besprochen, sogar den Weg aufgezeichnet, an den langen Abenden, in den Nächten, als sie auf das Klingelzeichen warteten, manchmal wurde auch gar nicht geklingelt, sondern mit dem Gewehrkolben gegen die Türe geschlagen, aufmachen, Judenpack, fort mit Euch in den Zug. Die Züge gingen von einem bestimmten Bahnhof ab und fuhren eine bestimmte Strecke, wer in der Stadt und ihrer Umgebung Bescheid wußte, kannte die Kurven, die Unterführungen, die freistehenden Häuser, auf deren Brandmauern riesige Flaschen gemalt waren, die Wäldchen aus struppigem Gebüsch. An einer gewissen Stelle fuhren alle Züge langsam, waren da schon langsam gefahren, als die Schwestern noch Kinder gewesen waren, damals ging es am Wochenende aufs Land zu Verwandten, Johannisbeeren pflücken, Stachelbeeren pflücken, und längs des Bahndamms hatten Lupinen geblüht. Abspringen hätte man können und neben dem Zug herlaufen, und die um sechs Jahre ältere Fanny hatte es sogar einmal gewagt und war mit einem Arm voll ausgeraufter Lupinen wieder auf die Plattform gesprungen, natürlich die Eltern waren damals nicht dabei. Der ängstlichen Barbara hatte das Herz im Hals geschlagen, übrigens auch jedes spätere Mal noch, wenn sie im großen Bogen auf dem Lupinendamm fuhren. Aber dann im Jahre 1943, als die Schwestern Nacht für Nacht auf den Abtransport warteten, war doch sie es gewesen, die den Vorschlag gemacht hatte: Abspringen, fünfzig Meter hinter dem kleinen Tunnel, da sind Schrebergärten und Bretterhütten, da ist das Erlengehölz, da ist ein Hohlweg zurück in die Stadt. Und dann war auch sie es gewesen, die wirklich die Tür aufgerissen hatte und herausgesprungen war, während Fanny einfach sitzen blieb, stumpfsinnig und gleichgültig, so als gäbe es kein Entrinnen, als sei ihr das bestimmt, das Lager in Polen, die Gaskammer, der namenlose Tod.

Wir erzählen von Barbara, die davongekommen war, die sich den Abhang hatte hinunterrollen lassen, ein Geschrei gab es da oben, auch ein paar Schüsse, aber danach nichts weiter, sie

würde schon aufgegriffen und dem nächsten Transport zuge-
teilt werden, ihretwegen hielt man den Zug nicht an. Barbara
hatte sich in den Schrebergärten versteckt gehalten, bis es dun-
kel war und war dann ruhig nach Hause gegangen. So hatten
sie es ausgemacht, kein Klingeln an der Haustür, sondern Stein-
chen ans Fenster geworfen, und erst eine ganze Weile später
sollte der Schwager herunterkommen und sie einlassen, Barbara,
seine Schwägerin, und Fanny, seine Frau. Nur daß es nun eben
nur eine war und die falsche, wie Barbara sich sagte, als sie
die Steine ans Fenster geworfen hatte, und ein Schatten be-
wegte sich hinter den Scheiben und später kam jemand auf
Strümpfen die Treppe herab. Das war jetzt schon über ein Jahr
her, das Warten im feuchten Westwind, das Gesicht im Geis-
blatt, und die Schwester indessen fahrend, fahrend, und der
Garten der Kindheit mit den Johannisbeer- und Stachelbeer-
sträuchern schon längst versunken und dahin. Der Schwager
hatte die Türe vorsichtig aufgemacht und das Mädchen war
an ihm vorbei ins Haus geschlüpft, nur du, hatte der Mann
gesagt, und Barbara hatte geantwortet, nur ich. Der Schwager
hatte den ganzen Abend kein Wort mehr gesprochen, war am
Tisch gesessen, den Kopf in den Händen, und erst am nächsten
Morgen hatte er seine Anweisungen gegeben: All das schon
hundertmal Besprochene, sich nicht am Fenster zeigen, nur in
Strümpfen in der Wohnung umhergehen, leise sprechen oder am
besten gar nicht sprechen, im Notfall den längst hergerichteten
Verschlag auf dem Speicher aufsuchen, ein Schatten sein, ein
Nichts. Was für zwei hatte gelten sollen, galt nun für eine, mit
nur einer ist eigentlich alles einfacher, zu zweit schwatzt man
doch einmal und lacht auch einmal, und wahrscheinlich hätte
der Schwager nichts dagegen gehabt, wenn Fanny allein zu-
rückgekommen wäre, vielleicht hat er sich das überhaupt so
gedacht. Fanny allein, die zu ihm ins Bett schlüpft, vielleicht
hätten sie dann über die Schwester und Schwägerin ein paar
Tränen vergossen, aber es wäre doch alles in Ordnung gewe-
sen, in der furchtbaren Ordnung der Ehe, die ein Bollwerk ist
gegen Täuschung und Tod. Nur daß es jetzt nicht so war,
kein Geflüster im Ehebett, sondern Barbara in ihrer Kammer
und drüben der steinerne Mann, der gewiß gar nicht begreifen

konnte, warum Barbara die Schwester nicht herausgezerrt hatte aus dem fahrenden Zug. Aber das kann sich niemand vorstellen, wie schnell so etwas geschehen muß, und den Hasenfuß überkommt in solchen Fällen eine wilde Entschlossenheit und der Tapfere bleibt einfach sitzen, starr und steif.

Ich muß es ihm begreiflich machen, dachte Barbara oft in den folgenden Monaten, wenn sie dem Schwager beim Abendessen gegenüber saß, aber sie wußte schon, er konnte es nicht begreifen, dies nicht und auch vieles andere nicht. Er war kein Betroffener, war arisch und blond mit grauer Haut, städtischer Angestellter und nur wegen einer häufig ausgekugelten Schulter nicht im Krieg. Ein Mann, der zwanzig Mal am Tag den Arm in vorgeschriebenem Winkel zum Gruß ausstreckte und der am Abend den englischen Sender hörte, tief über den murmelnden Kasten gebückt. Fanny und er, er und Fanny, eine Trennung von seiner Frau war für ihn nicht in Frage gekommen. Er hatte gemeint, sie schützen zu können, er hatte auch Barbara schützen wollen, aber dann, als sie die Schwägerin zu sich genommen hatten, war es ihm vielleicht schon zuviel geworden, zwei Frauen in der Wohnung, zwei gelbe Sterne, die ausgehen und wiederkommen und die am Abend miteinander flüstern, was er nicht hören soll und auch nicht hören will. Jetzt sind die gelben Sterne untergegangen, Fanny ist wer weiß wo, und Barbara ist auch wer weiß wo, es gibt sie nicht. Sie kann dem Schwager wenig helfen, nicht einmal sein Essen vorbereiten, ehe er zu Hause ist, darf kein Suppengeruch ins Stiegenhaus dringen, wenn er fortgegangen ist, kein Tellerspülen zu hören sein. Er geht jetzt oft am Abend aus, ins Wirtshaus, in die Versammlung, ja, er ist kürzlich in die Partei eingetreten und auch in die S. A., er trägt gelegentlich eine braune Uniform. Alles um nicht aufzufallen, um Barbara nicht in Gefahr zu bringen, das weiß sie genau. Sie möchte freundlich zu ihm sein, dankbar, nichts anderes, obwohl auch das andere naheläge, zwei Menschen in solcher Einsamkeit, ein Mann und eine Frau, die einen bestimmten Tag herbeisehnen, und es wird Herbst und wird Winter und wird Frühling und der Tag kommt immer noch nicht. Aber der Schwager weist auch Barbaras Dankbarkeit zurück. Er tut seine Pflicht und Barbara hat das Gefühl,

daß er sie nicht leiden kann, daß er sich nur korrekt benimmt, ein korrekter Widersacher des Regimes, ein korrekter Philosemit. Barbara sieht schlecht aus, weil sie nie an die Luft kommt, auch der Schwager sieht schlecht aus, weil sie zu zweit auf seine Karte leben, er kann nicht hamstern, weil auch das aufgefallen wäre, was will der Witwer mit einem Kaninchenbraten, mit einem Säckchen Mehl, mit einer Kiste Wein. Ein Witwer ist der Schwager seit dem letzten Weihnachtsabend, als ihm die vorgedruckte Mitteilung gebracht wurde, aber da hatte sich erwiesen, daß er seine Frau längst verloren gegeben hatte, schon in der Nacht, in der Barbara zurückgekommen war, aber Fanny nicht. Er hatte sogar an dem Tag wieder angefangen, mit Barbara zu sprechen und in seiner trockenen Weise dieses und jenes zu erzählen, aber nur das Unerfreulichste, heute sind die Alliierten da und da zurückgedrängt worden, heute hat sich die jüdische Frau des Gemischtwarenhändlers das Leben genommen. Wenn er von den Zellenabenden kam, wo er hatte singen und bei festlichen Gelegenheiten auch schunkeln müssen, war seine Stimmung besonders finster. Einmal sagte er, warum tue ich das alles, ich bin SA-Mann, ich habe einen Revolver, ich kann zuerst dir und dann mir eine Kugel in den Kopf schießen. Wenn meine Mutter in Hamburg nicht wäre, hätte ich es längst getan. Barbara sagte nichts, aber sie zitterte am ganzen Körper, sie war zwanzig Jahre alt und hatte gehofft, daß alles vorüberginge, hatte auch manchmal kichernd, ein bleicher Kobold, in der Bodenluke gesessen und eben das gesungen, es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, und den ziehenden Wolken nachgeschaut. Das tat sie jetzt nicht mehr, sondern hockte im Zimmer und zeichnete auf die leeren Seiten ihrer alten Schulhefte große Sonnen und Monde und Männchen, die Hand in Hand gingen, in einer Art von Zoologischem Garten oder einem Paradies. Doch ließ sie endlich auch von dieser Beschäftigung und zwar noch ehe die ersten Bomben fielen.

Das Städtchen, abgelegen und unwichtig, war von Fliegerangriffen lange verschont geblieben. Die zahlreichen Alarme hatten nichts zu bedeuten gehabt, der Schwager, der das Planquadrat mit seinen Märchennamen kannte, hatte, gewisse militärische Nachrichten abhörend, immer schon gewußt, daß die

Geschwader rechts oder links vorbeiflogen, er hatte vom Rundfunkgerät her beruhigende Zeichen gemacht. In den Keller ging damals noch kaum jemand, obwohl dieser mit allerlei ausgedienten Stühlen, Löschsand und Erste-Hilfe-Schränken vorschriftsmäßig ausgerüstet war. An dem Abend, an dem die Flieger ihre Bomben auf die Stadt warfen, saß der Schwager ebenfalls am Rundfunk, er machte aber keine Zeichen, drehte nur das Licht aus, zog die schwarzen Papierrollen hoch und blieb am Fenster, während draußen die ersten Christbäume herabsanken und das Abwehrfeuer begann. Im Haus wurde es jetzt lebendig, Kinder wurden die Treppe heruntergezerrt, an der Türe rief jemand, Herr Kapfinger und klopfte, aber der Schwager rührte sich nicht. Barbara durfte nicht in den Keller, der Schwager ging nicht, was Barbara nicht verstand, weil er sie ja die ganze Zeit über allein gelassen hatte und auch jetzt allein ließ, da er nur im dunkeln Zimmer von Fenster zu Fenster wanderte und mit Hiobsbotschaften aufwartete: Das war die Zementfabrik, jetzt brennt die Schule, jetzt kommen sie hierher. Bei den folgenden Angriffen verhielt sich der Schwager nicht anders, er wurde dem Mädchen immer rätselhafter, sie wußte nicht, haßte er sie oder war er nur unglücklich, daß er alles noch schlimmer haben wollte. Als sie einmal, was ihr verboten war, vor seinem abendlichen Heimkommen den Rundfunk anstellte, hörte sie dann andere Nachrichten als die ihr der Schwager erzählt hatte, die Amerikaner waren in der Normandie gelandet, was selbst der einheimische Sender nicht verschweigen konnte und was der ausländische in vielen Einzelheiten schilderte, eine gute Botschaft für alle, denen die Zwangsregierung verhaßt war, das rennende Kreuz und der doppelte Blitz.

Barbara sprang auf, zog ein helles Kleid an, holte auch, verstoßen durchs Fenster greifend, ein wenig Weinlaub, das sie in einem Krüglein auf den Eßtisch stellte, das Essen war vorgerichtet, eine Flasche jener Flüssigkeit, die als Heißgetränk bezeichnet wurde, bereitgestellt. Der Schwager kam nicht zur gewohnten Zeit, er polterte erst nach Mitternacht betrunken die Treppe herauf. Barbara, die ihn in solchem Zustand nie gesehen hatte, zog sich erschrocken in ihre Kammer zurück. Am nächsten

Morgen wagte sie nichts zu erwähnen, weder die Landung noch den Rausch, und tat es auch nicht, als ihr der Schwager, auf eine geringfügige Verschiebung des Rundfunkzeigers aufmerksam geworden, die heftigsten Vorwürfe machte. Barbara dachte nur ratlos, aber jetzt wird doch alles gut, sie vertrieb sich am Nachmittag die Zeit mit Haareschneiden und Haarebürsten und sah am Abend aus wie Fanny, deren Frisur sie ganz unwillkürlich nachgeahmt hatte. Der Schwager kam, starrte sie an und ging sofort zu Bett. Er bequemte sich, an einem der nächsten Tage, ihr einiges von den Kriegseignissen zu erzählen, fügte aber gleich hinzu, so schnell geht das nicht. Wie jeder weiß, behielt er damit recht, es dauerte noch viele Monate, bis alles vorüber war. Den Sommer über hatte Barbara noch Geduld, sie bemühte sich, den Schwager bei Laune zu erhalten, der immer öfter betrunken nach Hause kam und der auch einmal nachts in der Speisekammer den Wochenvorrat an Brot verzehrte, was ihn am nächsten Morgen bedrückte, so daß er noch finsterner dreinschaute als sonst. An einem andern Abend aber griff er nach dem Mädchen, brutal und hochmütig, so als wolle er sagen, du könntest doch zu etwas nützlich sein, und ließ die heftig Widerstrebende gleich wieder fahren, verächtlich, so viele Scherereien und noch nicht einmal das.

Das Leben ist voller Rätsel, es muß doppelt rätselhaft gewesen sein für die kleine Barbara, die den Schwager im geheimen liebte und gehofft hatte, einmal die Stelle ihrer Schwester einzunehmen und die sich nun nicht erklären konnte, warum für sie alles anders sein sollte, keine Liebe, keine Hoffnung auf Glück. An einem Abend im Spätsommer war es gewesen, daß der Schwager ihr die Bluse aufgerissen hatte. Der nächste Tag wartete auf mit heißer Sonne und goldenen Gebüsch, und Barbara machte, kaum daß sie allein war, die Fenster weit auf und stand in der Sonne, so daß jeder sie hätte sehen können, und spürte die heiße Sonne auf ihrer Haut. Es war niemand auf der Treppe und niemand im Vorgarten, und auch als Barbara dann die ein wenig abschüssige Straße hinunterlief, hat sie niemand gesehen. Der Morgen war still, nur daß hier und dort schon die Kastanien aufplatzten und ihre rotbraunen Früchte dem Mädchen vor die Füße warfen. Eine dieser Früchte hob

Barbara auf und rieb sich mit ihr die Wange und steckte sie dann in die Tasche und spielte mit ihr. Wohin, nirgendwohin, nur draußen sein, den Weg suchten die Füße, die, des Gehens ungewohnt, stolperten, dann wieder tanzten. Die Füße liefen aus der Stadt hinaus, war da nicht ein Hohlweg gewesen mit roten Berberitzen und hatte man nicht beim Wiederauftauchen den Bahndamm gesehen. Barbara sah den Bahndamm, den großen Bogen um die Schrebergärten, die Lupinen blühten nicht mehr, nur ein Birnbäumchen stand rosarot und messinggelb im herbstlichen Laub. Der Weg lief auf den Bahndamm zu, es war die Stelle, an der alle Züge langsam fuhren, die Stelle, an der einmal vor zwölf Jahren, vor hundert Jahren, Fanny abgesprungen war, um Blumen zu pflücken. Barbara blieb stehen und sah sich um, der ungewohnte Himmel, die ungewohnte Helligkeit warfen ihr die Zeiten durcheinander. Den Zug, der von der Stadt herkam, sah sie schon von weitem. Lauter schäbige, klapprige Kriegswägelchen, kein Judenzug mit verrammelten Luken, aber auch ein Sonderzug, Kinderlandverschickung, und Hunderte von Kindern beugten sich aus den Fenstern hinaus. Barbara rannte so schnell sie konnte, sie war gleich außer Atem, griff, um sich den Bahndamm heraufzuziehen, in die verblühten Lupinen, und die Stauden, die trocken und geheimnisvoll raschelten, lösten sich aus der Erde und blieben ihr in der Hand. Einen Augenblick lang stand Barbara keuchend dort oben im warmen Oktoberwind, wußte nichts, wollte nichts, ließ sich nur fallen in das Stoßen, Stampfen und Klappern des Zuges hinein. Eine Selbstmörderin, hieß es später, als Barbaras unkenntlicher Körper in die Leichenkammer gebracht, von niemandem identifiziert und schließlich im Armensarg bestattet wurde. Die wenigen alten Leute aber, die, aus ihren Schrebergärten zwischen kleinblütigen Herbstastern und späten Rosen dem Zug nachblickend, den Vorfall beobachtet hatten, sagten einmütig, die Tote sei ein Kind gewesen, das auf den Kinderzug habe aufspringen wollen, einen Büschel verblühter Lupinenstauden im Arm.

Zu irgendeiner Zeit

Zu irgendeiner Zeit und auf irgendeine Weise muß man es erfahren. Entweder man ist noch ganz jung oder man ist gar nicht mehr jung. Aber einmal muß man es erfahren, auf jeden Fall.

Muß man was erfahren, fragen Sie.

Daß die Existenz des Menschen eine tragische ist, sage ich. Einer, den ich kenne, fahre ich dann fort, war, als er es erfuhr, schon über 30 Jahre alt. Er bereitete sich auf das Assessor-Examen vor und machte eine Lehrzeit bei einem Notar, der ein Freund seines Vaters war. Dieser junge Jurist war ein oberflächlicher Mensch, nüchtern und auf eine rasche erfolgreiche Karriere bedacht. Eines Tages bekam er von dem alten Notar einen gerade von diesem behandelten Fall erklärt. Es handelte sich um den Nachlaß einer vierzigjährigen unter merkwürdigen Umständen verstorbenen Frau, der Notar war mit der Verwaltung ihres Erbes betraut. Woran gestorben, fragte mein Bekannter, und der Notar antwortete, verhungert, ja, Sie werden es nicht glauben, und wohlhabender Leute Kind. Ich habe den Vater noch gekannt, fuhr er fort, ein solider Beamter, aber schrullig, die Tochter, die sehr gut zeichnete, sollte keine Kunstschule besuchen, er ließ ihr Lehrer ins Haus kommen, sie hatten so gut wie keinen Verkehr. Als der Vater vor etwa zehn Jahren starb, hätte sie alles tun können, studieren, verreisen, und tat gar nichts, war wie ein Vogel, der seinen Käfig, obwohl die Gittertüre offensteht, nicht mehr verläßt. Also nicht ganz richtig, sagte mein Bekannter, und der Notar antwortete, wahrscheinlich nicht. Es müssen da, fügte er hinzu, eine Menge Bilder sein, möglich, daß sie etwas taugen, jedenfalls muß ein Inventar gemacht werden, chronologisch, abgesehen von dem Verzeichnis des Mobiliars. Gehen Sie gleich, vielleicht werden Sie heute noch damit fertig, vielleicht erst morgen, dann rufen Sie mich an.

Mein Bekannter ließ sich den Hausschlüssel geben, steckte einen Packen weißes Papier ein und machte sich auf den Weg. Er setzte sich in seinen kleinen Wagen, fuhr durch eine Rotdorn-

straße, eine Weißdornstraße, ein junges Mädchen, das er nach dem Wege fragte, errötete, und er rückte seine Krawatte zurecht. Ein heller Maitag, und er malte sich aus, wie er in der kleinen Stadt leben und was für Eroberungen er machen würde. Er befand sich, und das muß ich betonen, in dem Augenblick, in dem er das ihm bezeichnete Haus betrat, durchaus im Einverständnis mit sich selbst. Auch als er die verschiedenen komplizierten Schlösser geöffnet hatte und in den Hausflur trat, änderte sich seine Stimmung nicht. Er fand das Sterbehaus weniger unheimlich, auch weniger verwahrlost, als er erwartet hatte. In den unteren Räumen befand sich eine wohlgeordnete Bibliothek, die Möbel waren abgenützt und von geringem Wert. Im oberen Stockwerk sah es anders aus, es herrschte dort ein auffallendes Durcheinander, offenbar hatten der Verstorbenen alle Räume als Arbeitsräume gedient. Die Bilder, von denen der Notar gesprochen hatte, hingen an den Wänden, aber nur ein Teil von ihnen, die meisten waren ungerahmte Leinwände, die auf Staffeleien oder in Stapeln auf dem Fußboden standen, mit der bemalten Fläche zur Wand. Es roch nach frischer Ölfarbe und dieser kräftige und reine Geruch spornte die Tatenlust meines Bekannten an. Er bemerkte auf den Bildern Jahreszahlen und beschloß, sie nach diesen Jahreszahlen zu registrieren. Aus dem größten der Zimmer, in dem die Malerin offenbar auch geschlafen hatte, entfernte er so gut wie alle Möbelstücke, dann reihte er die Leinwände dort auf, wobei er auch die gerahmten Bilder auf den Fußboden und auf die ihnen zukommenden Plätze stellte. Es gab kein Bild, das nicht datiert war, es war für jedes Jahr nur eines vorhanden und es fehlte kein einziges Jahr.

Nachdem er mit dieser Arbeit fertig war, stellte mein Bekannter sich in die Mitte des Zimmers und wischte sich mit seinem Taschentuch den Staub von den Fingern und, ein wenig zerstreut schon, den Schweiß von der Stirn. Er zählte die Bilder, von denen, wie er bemerkte, die meisten Selbstbildnisse waren. Daß sich diese Bezeichnung auch auf die wenigen andern hätte anwenden lassen, wurde ihm im Augenblick noch nicht klar. Er war, was ich vielleicht noch nicht erwähnt habe, mit den sogenannten schönen Künsten wenig vertraut, und das hatte zur